

# Vorbereitung

Autor(en): **Lang, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **21 (1918-1919)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749175>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gesinnt, überzeugungstreu, aber auch mit der Entschiedenheit, die ihre Anschauungsweise durchzusetzen vermag. Gewiss hat er, wie dies ja gar nicht anders möglich war, manchmal geirrt. Allein die tiefe Lebenswürdigkeit seines Wesens, die vollkommene Lauterkeit der Absichten, die Energie und Kraft, hinter der sich niemals eine selbststüchtige Berechnung verbarg, sie alle haben bewirkt, dass er wohl sachliche, aber keine persönlichen Gegner besaß. Als charakteristischste Ausprägung einer ganz bestimmten Färbung des Schweizertums, als wahre Inkarnation des Demokraten und Republikaners, als Wortführer der Anschauungen, wie sie im eidgenössischen Liberalismus des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts lebten, wird er seinen Platz in der Wissenschaft stets behaupten, die sich die Erforschung unserer Landesgeschichte zur Aufgabe stellt. Er hat ihre Entwicklung in entscheidenden Punkten gefördert, und — was mehr bedeutet — er ist ein Mensch mit seiner Begrenzung, aber auch mit der vollen Herzenswärme, mit der ganzen Kraft persönlicher Überzeugung gewesen. Wenn seine Werke den wissenschaftlichen Ertrag seines Lebens festhalten, so kommt in ihrer künstlerischen Form doch auch dieses Menschliche des Schöpfers zum Ausdruck. Seinen Freunden wird er vor allem durch die Kernhaftigkeit seines Wesens, als lauterer und reiner Charakter in Erinnerung bleiben, der mit unwandelbarer Treue jede Beziehung festhielt. Kein höheres Lob lässt sich sagen, als dass die Persönlichkeit noch über dem Gelehrten stand. Mit ihm schließt — um von den Einzelergebnissen zunächst abzusehen — eine ganz bestimmte Auffassung unserer Landesgeschichte, und dem jüngeren Geschlecht stellt sich, seinem suchenden und forschenden Geiste folgend, die Aufgabe, über die von ihm gelegten Fundamente des Erkennens hinauszugelangen.

ZÜRICH

ERNST GAGLIARDI



## VORBEREITUNG

Hermann Kesser, der gefeierte Verfasser des *Martin Jochner* und des *Lukas Langkofler*, gibt unter diesem Titel<sup>1)</sup> vier Aufsätze heraus, die er sich gewissermaßen als Wegdeuter kommender Zeiten denkt. Fingerzeige sind es in eine ersehnte Zukunft.

<sup>1)</sup> *Vorbereitung*. Vier Schriften von Hermann Kesser. Frauenfeld und Leipzig, 1918, Huber & Co.

Im ersten spricht er über „Journalismus und die politische Seele“ Nach einer Abrechnung mit der Vergangenheit, die beharrlich unter Journalist den Reporter verstand, — an deutsche und wir dürfen ruhig sagen auch deutschschweizerische Verhältnisse wird gedacht — die den Gymnasiasten schon belehrte, die Presse taugte nichts, erhebt sich die frohe Zuversicht einer bessern, aufdämmernden Zeit. Die Gewöhnung an die neue Presse hat angefangen. Deren Aufgabe: „Sie zwingt innerhalb der nie geschlossenen pausenlosen Forschung, das Erforschte synthetisch darzustellen und einem bereitwilligen unakademischen Verstand erreichbar zu machen“.

Woher der Wechsel? Ein neues Geschlecht wuchs auf, das über die Relationisten, über die Privatdichter und die Nurimpressionisten hinwegschreiten wollte. Man fing an zu begreifen, dass der Dichter nicht das Recht habe, sich außerhalb der Allgemeinheit zu stellen, sich fern des Gemeinschaftslebens = der Politik zu stellen.

Alfred Kerr war einer der Ersten, der begann, „politische Interjektionen von sich zu geben“. Bald folgten Andere. Deutsche Schriftsteller versuchten es mit der beruflich geübten politischen Berichterstattung. Am Netz der Völkerverfreundung und -verbrüderung wurden die ersten Knoten geknüpft. Zu spät aber hatte man angefangen; die Katastrophe konnte nicht mehr aufgehalten werden. Man fragt warum? „Die deutsche Mehrheit verfuhr nach der Regel der unpolitischen Auslandsbetrachtung. Sie löste die europäischen Hauptstädte ausnahmsweise in Handelspolitik, hauptsächlich in Philologie, Gelehrsamkeit, Unterhaltung, Romantik und Beitrag zur Parteipolitik auf; selten in eine Aktion zugunsten der internationalen Beziehung. Die Journalisten der Gegenmächte lösten Deutschland ganz in ihre international-politische Aktion auf; in das Land mit den bewehrten Pranken, in das pangermanistische Deutschland, in das Handelsdeutschland, das sich überall durchsetzen will; stets in ein Deutschland, das politisch aufgefasst und immer, immer nur in den kriegssymptomatischen Beziehungen gezeichnet wurde.“

Ein Nachwort weist klar und unerbittlich in die Zukunft, der die Presse als die große Verantwortliche entgegenschreitet. „Journalist nenne sich einer, der sich zu lebenden Ideen bekennt; einer, der sich mit vorgehaltener Hand gegen die Zumutung wehrt, den Tag zu verdunkeln; einer, der nicht Imperative für Interessen, sondern Befehle an die menschliche Seele vertritt“. Und: „Eigenschaft des Journalisten muss ein innerster Trieb sein, Geistiges in Tat umzusetzen“.

Der zweite Aufsatz, „Der nächste Gipfel“, spricht, von einer andern Seite herkommend, über dasselbe Thema. Es ist immer dasselbe: Man traute der Seele keine Kraft mehr zu, hielt sich nur an Tatsachen, an Wirtschaft, an Fassaden. „Mit einer praktischen Weltanschauung und einem biegsamen Gedächtnis ausgerüstet, vergaß das endende 19. Jahrhundert der Geister und der Ideen.“

Aber nun schäumt ein Neues auf, aufdämmt es in den Seelen der Jüngsten: „Verachtet sein werden alle, die den Menschen gelehnet, geehrt alle, die ihn zum Herrscher eingesetzt haben“.

Auf dem nächsten Gipfel spricht der Mensch ein Gelöbnis: sich dem Geist hinzugeben . . .

Und zum dritten setzt sich Kesser in „Die Stimme der Dichter“ mit den Vielzuvielen auseinander, die der ewigen Vorwürfe an den Künstler

nicht müde werden: Warum strengt ihr unser Gehirn an? Weshalb drückt ihr wie Kranke auf uns? Wozu das Hässliche?

Unerbittlich wird klargelegt, dass dieses ganze Krähen nach Schönheit in einem Wunsch nach „glattem Papierbuch und flittrigem Theaterabend, buntem Tanz und zahmen Geklingel“ besteht. Dass, weil man so lange in heiliger Scheu vor dem Denken verharrte und sich des Betäubens mit Narkotica nicht genug tun konnte, die Lüge sich gegen Geist, Wahrhaftigkeit, Sittlichkeit, Sprache und Licht erheben durfte, dass der Dichter krank war, weil er „von der Zeit gezeugt und ausgespöen, schwarzes beredtes Auge zu furchtbarer Mission ins Leben geschickt war“ (Strindberg).

Nun aber lässt der Dichter sich nicht mehr absperren und auf gepflegte Privatparkwege verweisen. „Er rüttelt an der Welt, bis endlich der blaue Himmel auf die Erde fällt, und fordert unter Umständen auf, die Türen nach der Hölle zuzuwerfen?“

Ist das Vergehen?

Das Paradies wollen, es *Allen* wollen, warum sollte der Dichter nicht dazu sich bekennen dürfen?

Man kann Dichter sein und dennoch Politik — im höchsten Sinne — treiben. „Selbst Oskar Wilde, *extractum summum* eines weltmännisch-geschmackvollen Dichters, bekennt in seinem Sonett ‚An die Freiheit‘, dass er sich eins fühlen muss mit jenen Heilanden der Barrikaden.“

Selbst Oskar Wilde . . . .

Ein Satz bleibt: „Nur die Menschheitssprecher sind heute zugelassen“. Zu sehr drängt die Aufgabe, als dass für ein Anderes Raum und Zeit bliebe . . . .

Es gesellt sich zu diesen drei flammenden, zu Tat und Besinnung auffordernden, an alle sich richtenden Schriften, von deren Reichtum die paar herausgeklauten Zitate keinen Begriff geben können, noch eine vierte, schweizerischer Natur. „Züge Ferdinand Hodlers.“ Erinnerungen führen uns zuerst an die Ufer des Thunersees. Aber aus dem Beschränkt-Menschlichen erhebt sich nach wenig Sätzen schon das Allgemeine: Hodler, der ganz Große, der Parallelist, der Insichgeschlossene, „internationaler Summierer, durchaus Schweizer und europäischer Schweizer“.

\* \* \*

Dies einige ungenügende Striche über das glutende, hämmernde, schütternde Büchlein. Wer dieses Geistes sich verwandt fühlt, der wird dazu greifen. Ich denke alle, die nach vorne schauen.

Manchem zwar wird nicht ohne weiteres die Form den Inhalt geläufig machen. Man bedenke: Der aufs äußerste konzentrierte Stil Kessers, der manchmal ins Telegraphische ausartet — weil doch nur das Wichtigste gesagt sein soll und dieses Wichtigsten so unendlich viel ist — muss überwunden werden. Von ihm oder vom Leser. Wahrscheinlich vom letzteren. Der streng logische Aufbau eines Franzosen ist Kesser nicht eigen; er sprudelt von hundert Seiten zugleich und vorausgesetzt wird, was nicht von jedermann vorausgesetzt werden kann: Selbständiges Verknüpfen der getrennten Gedanken,

Hier ist ein dynamisches Gehirn, in dem hundert Essen aufs mal aufsprühen. Das darf man nicht vergessen.

Aber uns, die wir allzuwenig vom Schicksal in den Kriegsjahren aus unserer Mittelmäßigkeit aufgepeitscht wurden, uns tut die Peitsche heute mehr not denn je. Damit wir nachkommen!

Sonst bleiben wir ewig zurück . . . .

Was Kesser sagt, berührt *uns* zum mindesten so sehr als die Kinder anderer Vaterländer — die unter uns wenigstens, die sich zum Neubau würdig dünken.

GENÈ

PAUL LANG



## EIN RITTER DES GEISTES

Wir brauchen im öffentlichen Leben, in Presse und Behörden, in Kirche und Literatur immer wieder Männer, die mit offenem Visier für eine Idee, die in ihnen Gestalt gewonnen hat, in die Schranken treten und mit eingelegerter Lanze den Kampf dafür wagen. Gutzkow hat sie in einem seiner Romane „die Ritter vom Geiste“ genannt und ihnen im Leben seiner Zeit ihr Wirkungsfeld angewiesen. Der Roman ist heute wenig mehr gelesen: aber das Bedürfnis nach Männern, die in der Gegenwart für geistige Werte eintreten und zu kämpfen wissen, ist stärker denn je. „Interessen“ werden ja eifrig genug verfochten; Klassen und Gruppen stehen einander in Schlachordnung gegenüber; aber die Losungsworte geistiger Art werden selten so gehört, dass man ihnen aufrichtig Glauben schenken kann. Sehen wir ein oder zwei Lebensalter zurück, in die 60/70er und in die 30/40er Jahre, so tauchen eine schöne Anzahl Kämpen in unsrem schweizerischen öffentlichen Leben auf, die seiner Zeit viel gehört und befehdet, ihr Wort haben erschallen lassen, heute aber dem jungen Geschlecht schon fast bis auf den Namen unbekannt geworden sind. Sie haben damals für die Kämpfe des Tages gelebt und gestritten, vielleicht ihr Bestes *ihrer* Zeit gegeben. Ist es nicht undankbar, wenn wir sie heute der Vergessenheit überlassen, anstatt uns an ihrem tapfern Beispiel zum erneuten eigenen Geisteskampf ermutigen zu lassen?

Ein solcher Ritter vom Geiste war Wilhelm Kampli von Zürich, einer der Führer der kirchlichen Reformbewegung, die anfangs der 70er Jahre einer freieren Auffassung des Christentums innerhalb der Kirche Eingang verschafften, nicht ohne harte Kämpfe gegen die an die alten Bekenntnisse gebundene Richtung der Rechtgläubigen ausfechten zu müssen. Das Lebensbild dieses Mannes, in treuer Anhänglichkeit und mit feinem Verständnis von dessen Sohn gezeichnet,<sup>1)</sup> lässt diesen Mann, seinen edlen Charakter und seine Sache lebendig vor uns aufleben. Die Darstellung eines Lebens im Zeitraum von 85 Jahren (1829—1914), so voll ausgenutzt wie dieses, hätte leicht zu einer dickleibigen oder gar mehrbändigen Biographie werden können: an Stoff dazu, ja selbst an umfangreichen eigenen Aufzeichnungen Kamplis fehlte es nicht. Um so höher ist es dem Verfasser anzurechnen, dass er in weiser Beschränkung aus dem überreichen Material ein schlichtes, kurz zusammenfassendes Lebensbild geschaffen hat, das in der Fülle des Gebotenen

<sup>1)</sup> Dr. theol. *Konrad Wilhelm Kampli*, Pfarrer und Dekan. Ein Lebensbild von Wilhelm Kampli. 1918. Verlag von Mäder Söhne, Lichtensteig, 212 Seiten 8<sup>o</sup>, geb. 5 Fr. (In Kommission bei Beer & Co., Zürich.)